

Nächstenliebe und Selbstliebe

Gegenwärtige Diskurse, biblische Narrative und die Motive des Helfens

Isolde Karle

Abstract:

The contribution starts anthropologically, following biblical narratives but also modern anthropological research, by assuming that people are fundamentally related to others and that human cultural development is based on fundamentally cooperative processes. Against this background, love of self and love of neighbour are not understood as competing patterns of behaviour; rather, they are mutually dependent. This is confirmed by empirical results with regard to volunteer work, which show that for most volunteers altruism, sociability and self-development do not denote contradictory motives, but rather interpret each other reciprocally.

I. Anthropologie zwischen Eigennutzorientierung und Altruismus

Sind Menschen von Natur aus egoistisch? Werden sie erst durch Erziehung, Kultur und Religion mühsam für die Bedürfnisse anderer sensibilisiert? »Das unser ganzes komplexes, kompliziertes und oft widersprüchliches Verhalten immer nur auf unseren Vorteil aus ist, ist *die* große Erzählung der Verhaltensbiologie unserer Zeit.«¹ Utilitaristische Modelle des Sozialen² werden auf die Psyche übertragen und die Ideale von Verzicht und Selbstaufgabe nicht nur für nicht realisierbar, sondern darüber hinaus auch für psychisch ungesund bewertet. So ist die »Fähigkeit, die eigenen Interessen zu wahren, zum Synonym für geistige Gesundheit geworden«³.

Es mehren sich in den letzten Jahrzehnten indes Stimmen, die die Vorstellung, dass der Eigennutz die entscheidende Grundmotivation für menschliches Verhalten ist, aus unterschiedlichen Perspektiven und Disziplinen in Frage stellen. Es zeigt sich, dass Menschen in vielfältiger Weise auf andere bezogen sind, sich von anderen her wahrnehmen und bilden und deshalb auch zu Kooperationen fähig und zugleich auf diese angewiesen sind. Dabei steht in der Regel der *reziproke Altruismus* im Vordergrund. Ein »reiner« Altruismus, der »ohne jede Nebenabsicht auf die Interessen anderer Rücksicht«⁴ zu nehmen bereit ist, ist selten, kommt aber ebenso vor. Der Philosoph Thomas Nagel definiert: »Reiner Altruismus ist der unvermittelte, der direkte Einfluß der Interessen anderer Personen auf mein Handeln, und zwar

1. R. D. Precht, Die Kunst, kein Egoist zu sein. Warum wir gerne gut sein wollen und was uns davon abhält, München ³2012, 146.
2. Vgl. L. R. Iannaccone, Rational Choice: Framework for the Social Scientific Study of Religion, in: L. A. Young (Hg.), Rational Choice Theory and Religion: Summary and Assessment, Routledge 1997, 25-44.
3. So kritisch E. Illouz, Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung, Berlin 2011, 296. Siehe dazu auch: Dies., Die Errettung der modernen Seele, Frankfurt am Main 2011.
4. T. Nagel, Die Möglichkeit des Altruismus, Berlin/Wien ²2005, 111.

einer, der sich darin erschöpft, daß es die Interessen dieser anderen selbst sind, die mir einen Grund zu handeln geben.«⁵

Als Paradebeispiel für einen solch reinen Altruismus gilt das Gleichnis vom barmherzigen Samariter, das Jesus im Lukasevangelium (Kap. 10) erzählt, um zu illustrieren, was Nächstenliebe bedeutet. Ein Mensch wird von einer Räuberbande überfallen und bleibt halb tot auf der Straße liegen. Es kommen zuerst ein Priester, dann ein Levit vorbei. Beide sind offizielle und prominente Vertreter ihrer Glaubensgemeinschaft und schüren bei den Hörerinnen und Hörern des Gleichnisses die Erwartung, dass sie dem Überfallenen sogleich helfen werden. Doch diese Erwartung wird enttäuscht. Beide nehmen den Notleidenden zwar wahr, gehen aber weiter und ignorieren seine Not. Der dritte Passant ist ein Samariter. Er ist Angehöriger eines verhassten und verachteten Volkes. Ihm wird die Hilfeleistung deshalb am wenigsten zugetraut. Doch er leistet sie in selbstverständlicher und kompetenter Form. Er sieht in dem Opfer seinen Nächsten, seinen Mitmenschen. In der Lutherübersetzung heißt es: »[A]ls er ihn sah, jammerte es ihn« (V.33). Der Samariter ist bewegt vom Leid des Überfallenen und nimmt seine bedrohliche Lage wahr. In diesem Sinn ist der Samariter zunächst Empfangender, bevor er aktiv wird: »Die leibhafte Anwesenheit des Anderen ruft im Samariter eine körperliche Reaktion hervor. [...]. Der Samariter ist zutiefst in seinen Gefühlen angerührt durch die Erscheinung des unter die Räuber Gefallenen.«⁶ Er kann den Überfallenen deshalb nicht sich selbst überlassen, sondern übernimmt Verantwortung und sorgt sich um ihn. Er verbindet die Wunden des Verletzten, bringt ihn in Sicherheit und scheut weder Zeit, Mühen noch Geld, um ihm zu helfen. Als der Samariter den Verletzten in der Herberge in guten Händen weiß und sich am Ende, nicht ohne Maßnahmen der weitergehenden Fürsorge getroffen zu haben, wieder auf den Weg macht, ist klar, dass er das Opfer nicht mehr wiedersehen wird, dass er auf keinerlei Lohn oder Dank hoffen kann. »Sein Handeln ist das Modell des Altruismus schlechthin.«⁷

Religionen verankern altruistische Haltungen in heiligen Texten und Traditionen wie dies beim Gleichnis vom barmherzigen Samariter der Fall ist. Religionen »speichern und tradieren Wissen über altruistisches Verhalten, das über die Verwandten hinausgeht«⁸. Vor allem dem Lukasevangelium war diese Entgrenzung über die eigene Verwandtschaft und Volksgemeinschaft hinaus wichtig: Der Nächste ist nicht nur in der eigenen Verwandtschaft, nicht nur in der eigenen religiösen oder nationalen Gemeinschaft zu finden, sondern schließt im Extremfall sogar die Feinde mit ein (Lk 6,27ff und Mt 5,43f). Es kommt damit zu einer Universalisierung des Helferethos.⁹

5. A. a. O., 113.

6. A. Manzeschke, »Ressourcen der Nächstenliebe«. Eine fundamentalethische Besinnung auf die Erfahrung des Nächsten, in: H. Schmidt/K. D. Hildemann (Hg.), *Nächstenliebe und Organisation. Zur Zukunft einer polyhybriden Diakonie in zivilgesellschaftlicher Perspektive*, Leipzig 2012, 169-189: 180.

7. M. Hunt, *Das Rätsel der Nächstenliebe. Der Mensch zwischen Egoismus und Altruismus*, Frankfurt a. M./New York 1992, 20.

8. H. Meisinger, *Liebesgebot und Altruismusforschung. Ein exegetischer Beitrag zum Dialog zwischen Theologie und Naturwissenschaft*, Freiburg i. d. Schweiz 1996, 240.

9. Vgl. G. Theißen, *Universales Hilfsethos gegenüber allen Menschen? Neutestamentliche Wurzeln der Diakonie*, in: A. Götzlmann (Hg.), *Einführung in die Theologie der Diakonie*, Heidelberg 1999, 34-54.

II. Kooperation und freiwillige Selbstzurücknahme

Wie wird der Altruismus nun aber in der modernen Anthropologie reflektiert? Michael Tomasello, Psychologe und evolutionärer Anthropologe, führte dazu Untersuchungen mit Kleinkindern durch, die zeigen, dass Kinder schon von klein auf erstaunlich hilfsbereit und kooperativ sind. Bei seiner Untersuchung von 14 Monate alten Kleinkindern fand er überdies heraus, dass Belohnungen durch die Eltern das hilfsbereite Verhalten der Kinder nicht steigerten. »Das elterliche Anspornen hat das Verhalten der Kinder in keiner Weise beeinflusst – in beiden Situationen halfen sie genau gleich oft.«¹⁰ Auch Schimpansen zeigten in den Untersuchungen hilfsberechtigtes Verhalten. Allerdings gab es dabei signifikante Unterschiede zu den Kleinkindern. »Menschen lehnen Angebote wie ›acht für mich, zwei für dich‹ in der Regel als unfair ab, wenn es die Alternative ›fünf für beide‹ gibt. Nicht so die Schimpansen.«¹¹

Kinder werden offenbar nicht einfach als Egoisten geboren, die erst sekundär und mühsam lernen müssen, auf andere Rücksicht zu nehmen. Tomasello beobachtet vielmehr, dass schon ganz kleine Kinder Nahrung oder auch andere Dinge bereitwillig an andere abgeben, ein Wir-Gefühl entwickeln und sich prosozial einem gemeinsamen Ziel verpflichten können. Nur vor dem Hintergrund eines ausgeprägt kooperativen Verhaltens war die Evolution des Menschen in der uns bekannten Form möglich. Die Bezogenheit auf andere ist demnach nicht etwas, das dem Menschen gegen seine natürlichen Neigungen kulturell oder religiös aufgezwungen wird. Der menschlichen Kulturentwicklung liegen vielmehr fundamental kooperierende Prozesse zugrunde.¹² Tomasello bestreitet nicht, dass sich Kleinkinder auch egoistisch und aggressiv verhalten können, aber in der Mehrzahl ist das Verhalten der Kinder stärker auf Kooperation und Sorge für andere ausgerichtet als auf den eigenen Vorteil.

Für Tomasello besteht die Herausforderung altruistischen Verhaltens darin, dass sich ein Individuum nicht so weit aufopfert, dass es sich dabei selbst aufs Spiel setzt. Er spricht deshalb von einem *reziproken Altruismus*, von einer Kooperationsbereitschaft und -fähigkeit, die dadurch bestätigt und ermutigt wird, dass auch andere sich kooperativ verhalten. *Mutualismus* ist für ihn deshalb der Ausgangspunkt für menschliche Zuwendung, durch die Toleranz und Vertrauen gelernt werden können. »Mutualistische Handlungen schaffen [...] einen geschützten Raum, in dem die Entwicklung altruistischer Motive ihren Anfang nehmen kann. Anschließend müssen Bedingungen entstehen, die es den Menschen ermöglichen, ihre Hilfsbereitschaft auf Bereiche außerhalb dieses geschützten Raumes zu erweitern.«¹³

Nicht jeder Bezug auf andere Menschen ist allerdings auf Gegenseitigkeit hin angelegt. Es gibt Extrembeispiele, die zeigen, dass manche Menschen tatsächlich bereit sind, sich im direkten Sinn für andere zu opfern und sogar ihr Leben zu geben. Pater Maximilian Kolbe ist so ein Beispiel. Er ging in Auschwitz stellvertretend für einen Mithäftling, einen jungen Familienvater, in den Hungerbunker und wurde dort ermordet. Der Mithäftling überlebte und starb erst 1995. Allerdings sind solche Formen der Hingabe selten. Weit alltäglicher sind Hilfeformen, in denen Beziehungen eingegangen werden, die im weitesten Sinn als reziprok gedeutet werden können, in

10. M. Tomasello, Warum wir kooperieren. Aus dem Englischen von Henriette Zeidler, Berlin 2010, 22.

11. A. a. O., 39.

12. Vgl. a. a. O., 13.

13. A. a. O., 72. Siehe dazu auch: M. Tomasello, Mensch werden: Eine Theorie der Ontogenese, Frankfurt am Main 2020.

denen der Gebende nicht nur gibt und der Empfangende nicht nur empfängt, sondern sich eine interpersonale Dynamik im Vollzug des Helfens ereignet, die auch für den Helfenden – nicht nur für die Person, der geholfen wird, – eine Bereicherung darstellt.

Ohne freiwillige Selbstzurücknahmen und Selbstbegrenzungen zu Gunsten anderer wäre ein Zusammenleben in Familien und Gemeinschaften nicht möglich. Viele Menschen lassen es sich dabei auch etwas kosten, anderen Menschen zu helfen – sie investieren dafür Zeit und Geld. Nicht zuletzt riskieren sie, wie der barmherzige Samariter, vulnerabel zu werden durch das Berührtwerden von der Not anderer.¹⁴ Sie haben das Bedürfnis, anderen Menschen zu helfen und sie zu unterstützen. Manche helfen von Berufs wegen, viele andere suchen nach Gelegenheiten, sich in ihrer Freizeit ehrenamtlich zu engagieren. So ist die Zahl der Ehrenamtlichen in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich gestiegen, im Jahr 2019 waren es etwa 29 Millionen Menschen, die ehrenamtliche Tätigkeiten übernahmen.¹⁵ Auch innerhalb der evangelischen Kirche in Deutschland wächst die Zahl der Ehrenamtlichen.

Ehrenamtliche helfen anderen Menschen in der Hoffnung, dass ihre Hilfe anderen Menschen nützt und nicht in Erwartung einer externen Belohnung. Der bzw. die Helfende geht mit einem Hilfsangebot dabei in eine riskante Vorleistung, er oder sie weiß nicht, ob das Hilfsangebot angenommen wird.¹⁶ Wird es angenommen, erfährt er oder sie das nicht selten als beglückend und wird er bzw. sie damit gewissermaßen belohnt, aber nicht im Sinne eines Nutzenkalküls. Wenn ein Ehrenamtlicher nachts eine Sitzwache bei einem Sterbenden in einem Hospiz übernimmt, weiß er oft nicht, inwieweit seine Präsenz vom Sterbenden überhaupt noch wahrgenommen wird. Er kann insofern keinen Dank erwarten, wird aber berührt von der Präsenz des anderen. Es ist das Moment des »Pathischen«, des Mitgefühls – bei dem zwischen dem eigenen Fühlen und dem Leiden des oder der Sterbenden zu unterscheiden ist –, das als Antwort auf das Leiden der sterbenden Person zu verstehen ist.¹⁷

Nächstenliebe hat etwas Verschwenderisches. Der oder die Helfende kann nicht sicher wissen, was davon zurückkommt, was auf Resonanz stößt, ob Menschen dankbar darauf reagieren oder nicht. Die ehrenamtliche Hilfe ist insofern als Gabe zu verstehen, in der »ein Moment der Spontaneität, des Überflusses und des Nicht-Kontrollierbaren«¹⁸ liegt. Es ist ein wesentlicher Aspekt der Gabe, »dass nicht immer eine direkte Gegengabe erfolgt«¹⁹, was Gegenseitigkeit keinesfalls ausschließt.

14. Michael Welker spricht von Ethos der freien, schöpferischen Selbstzurücknahme »zugunsten der Armen und Schwachen«. *Ders.*, Gottes Offenbarung. Christologie, Neukirchen-Vluyn 32016, 209. Welker betrachtet das Ethos freier Selbstzurücknahme als grundlegend für das Ethos der Diakonie, vgl. a. a. O., 224. Entscheidend ist dabei, »dass nicht zuerst die Verpflichtung zu freiheitsförderndem Verhalten und Agieren, sondern die freudige und dankbare Erfahrung freier Selbstzurücknahme anderer zu unseren eigenen Gunsten unsere Aufmerksamkeit und unsere Herzen gewinnt.« A. a. O., 224.
15. Vgl. hierzu: *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* (Hg.), *Freiwilliges Engagement in Deutschland. Zentrale Ergebnisse des Fünften Deutschen Freiwilligensurveys (FWS 2019)*, Berlin 2021.
16. Vgl. zu dieser Dynamik des Vertrauens: *N. Luhmann*, *Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität*, Stuttgart 31989, 55.
17. *A. Bieler*, Mitgefühle. Die affektiv-kognitive Dimension der Sorge für andere im Horizont christlicher Religionspraxis, in: *A. Henkel/I. Karle/G. Lindemann/M. Werner* (Hg.), *Dimensionen der Sorge. Soziologische, philosophische und theologische Perspektiven*, Baden-Baden 2016, 209-224: 213.
18. *B. Hollstein*, *Ehrenamt verstehen. Eine handlungstheoretische Analyse*, Frankfurt a. M. 2015, 303.
19. Ebd.

III. Selbstliebe als Voraussetzung der Nächstenliebe

Aus moderner Sicht ist bemerkenswert, dass das biblische Nächstenliebegebot nicht vom Ideal völliger Selbstlosigkeit ausgeht, sondern die Liebe zum Nächsten mit der Liebe zu sich selbst verbindet: »Du sollst deinen Nächsten lieben *wie dich selbst*« (Lev 19,18; Mt 19,19; Mk 12,31; Lk 10,27). In dem »wie dich selbst« liegt eine realistische Selbstbegrenzung der Nächstenliebe. Jesus fordert nicht: Du sollst deinen Nächsten lieben, aber von dir selbst und deinen psychischen, sozialen und finanziellen Möglichkeiten völlig absehen. Er plädiert nicht für eine Form des hemmungslosen Altruismus oder ein Ideal der aufopferungsvollen Selbstausschöpfung, sondern geht davon aus, dass die Selbstliebe selbstverständliche Basis für die Nächstenliebe ist. Selbstliebe und Selbstsorge werden insofern nicht negativ apostrophiert, sondern anerkannt und wertgeschätzt. Christliche Norm ist demnach nicht, sich für den Nächsten aufzuopfern, sondern den anderen genauso intensiv wahrzunehmen und zu respektieren wie das auch im Hinblick auf die eigene Person sinnvoll erscheint.

Die Liebe zum Nächsten setzt die Liebe zu sich selbst in gewisser Weise voraus. Wenn sich ein Mensch selbst nicht für wertvoll hält, fällt es ihm auch schwer, andere Menschen für wertvoll zu erachten. Mangelnde Selbstachtung hat deshalb nicht selten Neid, Hass, Missgunst und Aggressionen zur Folge. Das ist ein in der Psychologie hinlänglich bekanntes Phänomen. So spielt Selbst-Akzeptanz in der Verhaltenstherapie sowie in der humanistischen Psychologie von Carl Rogers eine zentrale Rolle.²⁰ Psychische Probleme entstehen oft durch »Gefühle der Wertlosigkeit«²¹ der eigenen Person. Für Harlich H. Stavemann sind es deshalb oft Selbstwertprobleme, die zu »emotionalen, negativen psychischen Konsequenzen«²² führen. Nur wer sich selbst akzeptiert, kann sich auch selbstvergessen anderen zuwenden. Nur für ihn gilt: Wer sich selbst verliert, wird sich finden (vgl. Mt 10,39 und Lk 17,33). Allerdings setzt die Liebe zu sich selbst wiederum die Liebe von anderen voraus: Ohne die Erfahrung geliebt zu werden, ist es kaum möglich, eine Liebe zu sich selbst und zu anderen zu entwickeln: Das Individuum bleibt fundamental bezogen auf andere und bildet sich allererst vom anderen her.

Werner Schmidbauer machte schon vor Jahrzehnten darauf aufmerksam, dass Menschen, die ein sehr strenges altruistisches Ideal der Hilfe praktizieren, oft genug daran scheitern und selbst zu »hilflosen Helfern« werden – ihnen fehlt eine gesunde Form der Liebe zu sich selbst, sie versuchen ihre Selbstwertprobleme mit dem Helfen zu bearbeiten und kreisen damit letztlich nur um sich selbst und nicht um die Person, der eigentlich geholfen werden soll.²³

Es stellt sich vor diesem Hintergrund die Frage, wie ehrenamtliche Helferinnen und Helfer Selbstsorge und Fürsorge miteinander in Beziehung setzen. Wie gehen Ehrenamtliche in kirchlichen Hilfskontexten mit dem kulturellen Imperativ zur Selbst-

20. Vgl. A. Ellis/C. Maclaren, Rational-Emotive Verhaltenstherapie. Aus dem Englischen von Guido Plata, Paderborn 2015; Harlich H. Stavemann u. a., Integrative KVT bei Selbstwertproblemen: Mit Arbeitsmaterial, Weinheim 2020; C. Rogers, On Becoming a Person. A Therapist's View of Psychotherapy, Boston 1961.

21. Ellis/Maclaren (s. Anm. 19), 116.

22. Harlich H. Stavemann, ... und ständig tickt die Selbstwertbombe. Selbstwertprobleme erkennen und lösen, Weinheim 2011, 13. Diese Anregungen verdanke ich: Katja Dubiski, Verhaltenstherapie und Seelsorge, Leipzig 2017, 109 u. 130.

23. Vgl. W. Schmidbauer, Hilflöse Helfer, Reinbek bei Hamburg ²¹2018 sowie: W. Schmidbauer, Helfer-syndrom. Hilfe für Helfer, Reinbek b. Hamburg ⁴2020.

durchsetzung einerseits und mit der Norm christlicher Nächstenliebe andererseits um? Wie bearbeiten Ehrenamtliche diese Spannung oder erleben sie die unterschiedlichen Deutungsmuster womöglich gar nicht als Konflikt? Welche religiösen, sozialen und kulturellen Faktoren fördern kooperative und konstruktive helfende Verhaltensmuster? Welche Motive stehen für Ehrenamtliche dabei im Vordergrund?

IV. Ehrenamtliche Motive zwischen Altruismus, Geselligkeit und Selbstentfaltung

Welche Motive führen Menschen dazu, sich ehrenamtlich zu engagieren? Eine Studie aus dem Jahr 2000 zum Strukturwandel des Ehrenamts behauptet, dass sich das neue Ehrenamt durch einen *Wertewandel* auszeichne, der sich mit dem Narrativ einer immer weitergehenden Individualisierung der Gesellschaft deckt: Das neue Ehrenamt sei demnach nicht mehr von Selbstlosigkeit, sondern von Selbsterfüllung gekennzeichnet, nicht mehr die dauerhafte Hilfe in Vereinen und Organisationen stehe im Vordergrund, sondern eine zeitlich überschaubare Projektarbeit. Das Ehrenamt diene primär der Selbstentfaltung und sei deshalb auch besser als Freiwilligenarbeit zu bezeichnen.²⁴

Es liegen inzwischen mehrere Studien vor, die diese Theorie in Zweifel ziehen. So untersucht der Theologe Stephan Seidelmann die Motive Ehrenamtlicher auf der Basis der quantitativen Studien des Freiwilligensurveys und stellt dabei fest, dass sich der behauptete Wertewandel der Theorie des Neuen Ehrenamts empirisch nicht belegen lässt. Dieses Ergebnis deckt sich mit der Ehrenamtsstudie der Volkswirtin Bettina Hollstein, die die Theorie des Neuen Ehrenamts einer kritischen Relektüre aus handlungstheoretischer Perspektive unterzieht.²⁵

Die beiden Studien sind sehr verschieden im methodischen Design, kommen aber beide zu dem Schluss, dass die Entgegensetzung von Altruismus und Selbstentfaltung irreführend ist und dass altruistische Motive bei Ehrenamtlichen sogar eher zu- statt abnehmen. Dies zeigen die empirischen Befragungen des Freiwilligensurveys im Zeitverlauf. Auch stellen beide fest, dass die Entgegensetzung eines »angestaubten« Ehrenamtes und einer modernisierten Freiwilligenarbeit zu kurz greift. Erstens wird der Begriff des Ehrenamts und des bürgerschaftlichen Engagements in den letzten Jahren in der Selbstbezeichnung wieder häufiger genannt. Zweitens werden freiwilliges Engagement und Ehrenamt synonym gebraucht, das Ehrenamt ist als Selbstbeschreibung keinesfalls überholt. »Das Ehrenamt kann damit als kulturell robuste Idee eingeschätzt werden.«²⁶

Drittens betrachten viele der ehrenamtlich Engagierten ihre Tätigkeit als wichtigen Teil ihres Lebens. Das Ehrenamt stellt für sie eine wertvolle und sinnstiftende Erfahrung dar. Sie haben den Wunsch, dadurch etwas für das Gemeinwohl zu tun und freuen sich zugleich, durch ihre ehrenamtliche Tätigkeit mit sympathischen Menschen zusammenzukommen. Nicht zuletzt haben sie Spaß an ihrer Tätigkeit. Diese drei Hauptmotive – Altruismus, Geselligkeit, Spaß/Selbstentfaltung – schließen sich

24. Zur Theorie des Neuen Ehrenamts siehe K. Beber/R. Liebig/T. Rauschenbach: Strukturwandel des Ehrenamts. Gemeinwohlorientierung im Modernisierungsprozeß, Weinheim 2000.

25. Vgl. S. Seidelmann, Altruismus, Geselligkeit, Selbstentfaltung. Motive Ehrenamtlicher in der evangelischen Kirche, Freiburg im Breisgau 2016 und: Hollstein (s. Anm. 17).

26. Hollstein (s. Anm. 17), 22. Siehe zum Vorhergehenden auch a. a. O., 21.

nicht aus, sondern ergänzen und interpretieren sich wechselseitig. Manche Ehrenamtlichen möchten darüber hinaus auch ihre Kenntnisse erweitern oder beruflichen Nutzen aus einem Ehrenamt ziehen, aber diese Motive stehen nicht im Vordergrund, sondern ergeben sich eher als Nebenprodukt ihres Engagements. Eine Dichotomisierung der Motivorientierungen in egoistisch und altruistisch erscheint vor diesem Hintergrund nicht zielführend.²⁷

Ehrenamtliche erleben ihre Tätigkeit als sinnvoll, weil sie ihren Vorstellungen gemäß leben können, weil sie von ihrer Arbeit emotional berührt oder sogar begeistert sind und sich dadurch als lebendig erfahren. Überdies beziehen sie sich durch ihre Tätigkeit auf Werte einer Gemeinschaft, die in dieser Gemeinschaft attraktiv sind und Anerkennung finden.²⁸ Dies ist im Hinblick auf den Wert der Nächstenliebe in der christlichen Gemeinschaft offenkundig. Bettina Hollstein weist in diesem Zusammenhang darauf hin, wie wichtig es ist, das routinisierte Engagement immer wieder durch Phasen der gemeinschaftlichen Erfahrung zu unterbrechen. Das können im christlichen Kontext Gottesdienste, Andachten und Rituale sein, in denen »die emotionalen Bindungen an die gemeinsamen Ziele und an die Gemeinschaft« artikuliert und aktualisiert werden. »Solche gemeinsamen Veranstaltungen sind darüber hinaus wichtig, um die gegenseitige Anerkennung und Wertschätzung deutlich zu machen. Bei solchen gemeinsamen Treffen werden Emotionen wirksam«²⁹, die das ehrenamtliche Engagement als »ganzheitlich« erfahren lassen – darin liegt zugleich die motivierende Kraft für das weitere Engagement. Ehrenamtliches Engagement ist insofern nicht einfach Ergebnis eines rationalen Kalküls oder die Befolgung einer Pflicht. Es ist nicht zweckorientiert, sondern hat seinen Wert in sich selbst.

Im Hinblick auf die Eigenlogik ehrenamtlichen Handelns ist ferner zu beachten, dass Ehrenamtliche überwiegend durch persönliche Ansprache gewonnen werden. »Keineswegs dominiert eine klare Vorstellung oder Überzeugung bezüglich der zu verfolgenden Ziele des Engagements am Beginn des Engagements.«³⁰ Meistens stehen zu Beginn eher diffuse Vorstellungen von einer guten Sache, für die man sich einsetzt. Viele Ehrenamtliche betonen, dass ihnen ihr Engagement Spaß macht – es muss nicht weiter legitimiert werden. Ehrenamtliche drücken aus, dass sie sich mit ihrer Tätigkeit »gelungen ausdrücken können, anderen begegnen, positive Erfahrungen machen«³¹ – dass sie also positive Emotionen damit verbinden. Dass etwas Spaß macht, bedeutet, dass es schwerfällt, den genauen Inhalt in Worte zu fassen. Es heißt zugleich, dass sich jemand nicht aufgrund einer Kosten-Nutzen-Rechnung für ein ehrenamtliches Engagement entscheidet. Im Abwägungsprozess können Kosten zwar auch eine Rolle spielen, aber primär leitend sind emotionale Erfahrungen und Wertvorstellungen. Die ökonomische Perspektive ist insofern nicht völlig unwichtig, aber sie spielt eine untergeordnete Rolle.³²

27. Vgl. a. a. O., 52.

28. Vgl. dazu und zum Folgenden: A. a. O., 290ff.

29. A. a. O., 296.

30. A. a. O., 294.

31. A. a. O., 297.

32. Vgl. dazu auch: D. Müller/N. Hameister/K. Lux, Anstoß und Motive für das freiwillige Engagement, in: J. Simonson/C. Vogel/C. Tesch-Römer (Hg.), *Freiwilliges Engagement in Deutschland. Der Deutsche Freiwilligensurvey 2014*, Wiesbaden 2017, 413-435: 413: »Die Motive der Engagierten sind vielfältig, der Spaß steht dabei an erster Stelle. Es engagieren sich ebenfalls viele, um mit anderen zusammenzukommen – also aus sozialen Motiven. Seltener ist das Engagement motiviert durch den Wunsch, Qualifikationen zu erwerben.«

Überdies ist zu bedenken, welche Eigendynamik Befragungen entwickeln. Werden Ehrenamtliche von Wissenschaftler*innen nach ihren Motiven befragt, wird ihre Handlungsroutine unterbrochen. Sie werden dazu aufgefordert, ihr Engagement zu reflektieren und Gründe dafür zu nennen. »Gerade in Befragungen, die als wissenschaftliche Untersuchung erkennbar sind, dürfte der Wunsch der Befragten, rationale Begründungen für ihr Handeln anzugeben, besonders groß sein.«³³ Das führt zu einer Überschätzung des nachträglichen Bilanzierungsverhaltens. Insgesamt gilt, dass Ehrenamtliche nach habitualisierten Routinen handeln und nicht ständig überlegen, wie sich Kosten und Nutzen zueinander verhalten.

Die Motivlage von Ehrenamtlichen ist insofern komplex und lässt sich nicht mit einem Wandel von altruistischen zu nutzenorientierten Engagierten beschreiben. Ein Ehrenamt ist eingebettet in normative und kulturelle Kontexte und auf kollektive Narrationen und Anerkennungsformen angewiesen.³⁴ Es erfährt nicht zuletzt durch seine identitätsstiftende und emotionale Dimension entscheidende Motivationskraft.

Stephan Seidelmann bestätigt in seiner Studie, dass altruistische und gesellige Motivationen auch im kirchlichen Kontext nicht an Bedeutung verloren haben, im Gegenteil: das Motiv des Altruismus nimmt erstaunlicher Weise unter Jugendlichen sogar zu, wobei es insgesamt bei den über 60-Jährigen am häufigsten anzutreffen ist. Die altruistischen Motive sind insgesamt im kirchlichen Kontext noch ausgeprägter als im Blick auf das Gesamt der ehrenamtlich Engagierten.³⁵ Ehrenamtliche in der Kirche folgen zugleich denselben Grundmotiven – Altruismus, Selbstentfaltung und Geselligkeit. Sie werden in den verschiedenen Altersgruppen zwar unterschiedlich akzentuiert, sind aber in allen Lebensphasen von großer Bedeutung. Ehrenamtliche wollen sich für das Gemeinwohl einsetzen, mit sympathischen Menschen zusammenkommen und sich selbst und ihre Kreativität entfalten. Die Selbstentfaltung wird dabei in sehr allgemeiner Form genannt, konkrete Eigeninteressen finden wenig Zustimmung. In einem ehrenamtlichen Kontext möglichst selbstbestimmt agieren zu können, steht aus der Sicht der Befragten altruistischen und geselligen Erwartungen in keiner Weise entgegen. Es existiert kein Kontrast zwischen Selbstentfaltung einerseits und einer altruistischen und geselligen Ausrichtung andererseits.³⁶ Der Fokus auf Selbstentfaltung ist insofern zu undifferenziert und »verkennt die grundlegende Bedeutung aller drei Motive«³⁷ für ehrenamtliches Engagement.

V. Schluss

Macht Helfen glücklich? Die Ehrenamtlichen in den genannten Studien würden diese Frage wohl tendenziell bejahen, jedenfalls im Hinblick auf eine grundlegende Perspektive auf ihr Engagement. Die Ambivalenzen des Helfens sollen damit nicht ausgeblendet werden, vielmehr soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass eine konstruktive Hilfe für andere und die eigene Selbstentfaltung nicht im Widerspruch stehen müssen. Ehrenamtliche machen die Erfahrung, dass sie, indem sie sich anderen zuwenden, auch selbst bereichert werden. Sie sammeln sinnstiftende Lebenserfahrungen,

33. Hollstein (s. Anm. 17), 298. Vgl. ebd. auch zum Folgenden.

34. Vgl. a. a. O., 406f.

35. Seidelmann (s. Anm. 24), 136.

36. Vgl. a. a. O., 163f.

37. A. a. O., 205.

sie erleben ihre Selbstwirksamkeit, sie erfahren, dass ihr Tun einen Unterschied macht und kommen dabei mit sympathischen Menschen zusammen. Eine qualitative Studie könnte dem Motivbündel von Altruismus, Geselligkeit und Selbstentfaltung dabei noch genauer auf den Grund gehen. Interessant wäre zu eruieren, welche psychischen, sozialen, religiös-kulturellen und nicht zuletzt institutionellen Konstellationen eher zu einer Überforderung im Hilfeengagement führen und welche diese tendenziell zu verhindern wissen. Auch stellt sich die Frage, ob und wie sich der geschlechtliche Habitus bei der Interpretation des Ehrenamts auswirkt.

Mit dem engen Bezug, der in den Studien zwischen Selbstsorge und Fürsorge, Selbstliebe und Nächstenliebe erkennbar wird, relativiert sich auch die Unterscheidung von reziprokem und reinem Altruismus. So handelte der barmherzige Samariter vermutlich nicht nur wertbezogen, sondern freute sich zugleich daran, dass der Überfallene überlebte und eine neue Lebensperspektive Dank seines kompetenten und selbstlosen Hilfeengagements gewann. Sein Handeln machte definitiv einen Unterschied.